

# Die Wucht der Iphigenie

## Durchdachte Inszenierung von Goethe-Klassiker im Schlosstheater

Iphigenie steckt in der Klemme. Der Spross des fluchbeladenen Tantalidengeschlechts ist vom taurischen König Thoas vor dem Tod gerettet worden und dient in dessen Reich nun als Priesterin der Diana. Mit Charme und Geschick hat sich Thoas sogar vom alten Brauch abbringen können, gestrandete Fremde zu opfern. Doch als sie die königlichen Werbungsversuche zurückweist, wird dir fragwürdige Sitte wieder eingeführt – und die ersten, die Iphigenie opfern soll, sind ausgerechnet ihr eigener Bruder Orest und Freund Pylades. Nach mancherlei Verwirrung entschließt sie sich, alles auf eine heikle Karte zu setzen: die Wahrheit.

Soweit in Kurzform der Inhalt von Goethes „Iphigenie auf Tauris“, jenem Stück, das kurz vor der Französischen Revolution entstand und das der Autor selbst als „ganz verteufelt human“ bezeichnete. Ein gewisses Wagnis, einen solchen Stoff heutzutage aufzuführen, da Coolness als erstrebenswerte Eigenschaft gilt und Zynismus zur verbreiteten Grundeinstellung geworden ist. In formaler Hinsicht hat Regisseur Tobias Sosinka noch eins draufgesetzt, indem er nicht die ursprüngliche Prosaversion spielen lässt, sondern die ebenfalls von Goethe geschriebene Vers-Fassung.

Die Inszenierung ist klar gegliedert, wiewohl es sicherlich nichts schaden kann, wenn man die doch sehr facettenreiche Geschichte vorher schon kennt. Auf bemühte Modernisierungen wird verzichtet, ohne dass darüber nun alles gar zu klassisch wirken würde: Raffiniert und unaufdringlich verbinden etwa die Kostüme (Anja Gil Ricart) Elemente von Tradition und Science Fiction. Eine Requisitenschlacht bleibt weitestgehend aus; eine Zeit lang wird mächtig mit Kettenfesseln gerasselt, und am Schluss kreuzen sich, leider etwas mühsam, die Schwerter – da wäre es sogar besser gewesen, diese Kampfkationen noch stärker zu ritualisieren.

Die Sprachform sorgt natürlich für eine weite Öffnung der Pathosfalle, und alle fünf Akteure tapen an diesem Abend bei der einen oder anderen Gelegenheit hinein, manche seltener, manche häufiger. Gewiss hängt dies auch mit den Rollen zusammen, kann doch etwa Raphael Seebacher seinen anfangs so todessehnsüchtigen Orest schlichtweg nicht gar zu dezent gestalten. Marc Vinzing hat es da als Pylades etwas einfacher, und die Selbstverständlichkeit, mit der er gerade im ersten Teil die ungewohnten Verse vorzutragen weiß, hat etwas sehr angenehmes. Jürgen Kaczmarek als Thoas ist einmal mehr körperlich sehr präsent, und man kann verfolgen, wie sich der innere Zwiespalt der Figur bis ins Zucken der Finger bemerkbar macht. Jan Christof Kick füllt den etwas undankbaren Part des Arkas solide aus.

Bleibt Sibille Helfenberger in der Titelrolle. Von Beginn an macht schon ihr fordernder Sprachduktus deutlich, dass sie nicht das Heimchen am Herd darzustellen gedenkt. Das hat einige Wucht und spart doch die verletzlichen Nuancen nicht aus. Helfenbergers Haartracht wechselt im Verlauf von streng zu offen, wodurch die Figur sowohl freier als auch weiblicher wirkt – immerhin ist der Geschlechterzwist ebenfalls ein Thema dieses Stücks. Auch das Bühnenbild (Jörg Brombacher) verändert sich, wenn der stilisierte Tempel, Schutzraum und Bremsklotz zugleich, gen Bühnenhimmel entschwebt und so dem Blick mehr Weite gönnt wird.

Bevor sich das Ganze gar zu sehr in Wohlgefallen auflöst, hat Regisseur Sosinka einen subtilen kleinen Bruch in die Schlusspointe geschmuggelt. Überhaupt ist dies auf jeden Fall eine seriöse, durchdachte Inszenierung – eine spannende allerdings nur mit Abstrichen.

Cellesche Zeitung, von Jörg Worat